

«Boom – und plötzlich ist alles vorbei»

Der SCB-Stürmer Thomas Rüfenacht steht heute in der Resega nach den Vorkommnissen beim letzten Vergleich mit Lugano unter spezieller Beobachtung. Er spricht über seinen Aufstieg vom Berufssportlehrling in Langnau zum MVP beim SCB.



MVP und Teamplayer: Rüfenacht sagt: «Es geht ums <Zämeschaffe>. Alleine ist in dieser Liga keiner gut.» Bild: Manuel Zingg

Interview: Reto Kirchhofer

ABO+
24.10.2017

 Facebook (0)

 Twitter (4)

 Senden (21)

 Kommentare (0)

Feedback

Tragen Sie mit Hinweisen zu diesem Artikel bei oder melden Sie uns Fehler.

Wollen Sie das Interview vor der Veröffentlichung gelesen?

Thomas Rüfenacht: Ich? Nein. Aber vielleicht unser Medienchef.

Sind Sie im Umgang mit der Öffentlichkeit demnach nicht vorsichtiger geworden?

Nein. Weshalb sollte ich?

Weil Ihre Äusserungen nach dem letzten Match gegen Lugano sehr hohe Wellen schlugen.

Aber das war einzig und allein mein Fehler. Die Emotionen gingen hoch, und manchmal müssen gewisse Dinge gesagt werden. Doch ich habe eine sehr schlechte Formulierung gewählt . . .

. . . Sie sprachen von einem «behinderten Viertlinienspieler».

Die Wortwahl war inakzeptabel, ich habe mich entschuldigt (Anm. der Red.: [hier gehts zum Artikel](#)). Die Sache tut mir leid, aber ich möchte mich dazu nicht mehr äussern und vorwärtsschauen. Ob das Thema für die anderen erledigt ist, werden wir auf dem Eis sehen.

Erwarten Sie in der Resega einen Spiessrutenlauf?

Die Atmosphäre wird nicht hitziger sein als zuletzt. Wir haben Lugano in den Playoffs zweimal in die Ferien geschickt. Da brannte das Feuer lichterloh. Ein Match dauerte statt zweier Stunden dreieinhalb Stunden, weil das Eis immer wieder gereinigt werden musste. Ich erwarte ein geiles Spiel – und natürlich rechne ich damit, ausgepiffen zu werden. Aber damit rechne ich bei fast jedem Auswärtsspiel.

Sie haben zwei Jahre lang für Lugano gespielt, in einer Phase ohne Playoff-Erfolg. Weshalb sind die Tessiner im Titelkampf wieder konkurrenzfähig?

Lugano hat einen Supergoalie, Elvis Merzlikins wird mit jeder Saison besser. An spielerischem Talent hat es nie gefehlt. Aber wenn du immer wieder in der ersten Playoff-Runde scheiterst, kommst du in eine Negativspirale: Der Druck wird grösser, du verkrampfst dich, es gibt einen Schneeballeffekt. Offenbar haben die Luganesi nun Lösungen und den Playoff-Groove gefunden. Sie sind stärker geworden.

**«Natürlich rechne ich damit,
ausgepiffen zu werden. Aber
damit rechne ich bei fast jedem
Auswärtsspiel.»**

Apropos stärker geworden: Sie haben seit Ihrem Wechsel zum SCB einen Schritt gemacht, wurden zuletzt zum Playoff-MVP gewählt. In der laufenden Saison haben Sie bereits sieben Tore erzielt. Geht es noch besser?

Die MVP-Auszeichnung macht mich stolz. Ich durfte in den Playoffs an vielen Schlüsselmomenten beteiligt sein. Aber es gibt im Teamsport ein Riesenrezept, welches oft unterschätzt wird: Kontinuität und Chemie bringen Erfolg. Ich spiele seit längerem mit Mark Arcobello und Simon Moser in einer Linie – das ist ein entscheidender Faktor. Jeder weiss, was der andere macht. Ich habe das früher in Zug und in Lugano auch mit Glen Metropolit erlebt. Es geht ums «Zämeschaffe», allein ist in dieser Liga keiner gut – Luganos Linus Klasen vielleicht ausgenommen.

Ist Ihre Wahl zum MVP auch ein Zeichen dafür, welche Typen im heutigen Eishockey gefragt sind?

Das mag sein. Aber es geht immer um die Mischung. In Pittsburgh hat Sidney Crosby lange mit Chris Kunitz gespielt. In Toronto hat Auston Matthews mit Zach Hyman einen Spieler zur Seite, von dem Trainer Mike Babcock sagt, er sei der beste Forechecker, den er je gesehen habe. Jede Linie braucht verschiedene Typen, damit sie erfolgreich sein kann. Ich habe das an der Seite von Metropolitan gelernt, wusste genau, wo ich auf den Puck warten und wie ich vor dem Tor arbeiten musste. Einige sagen, das sei dreckig oder nur etwas für die Dummen, für die Untalentierten. Ich denke aber: Auch diese Spielweise ist eine Qualität, braucht Talent.

Sie haben Crosby erwähnt: Es gibt die Geschichte, wonach Sie mit 16 Jahren im Schulteam versuchten, dem zwei Jahre jüngeren Crosby dessen goldene Halskette zu entreissen.

(lacht) Bereits damals sagten alle, dieser Spieler werde in Zukunft dominieren. Wir wussten das und versuchten natürlich, ihn gezielt zu provozieren. Aber Crosby hatte schon damals seine Bodyguards auf dem Eis. Es war schwierig, ihn zu kriegen.

Sie spielten wie Crosby an der Shattuck-St. Mary's School, später an der Militäarakademie in Culver, wechselten mit 18 Jahren ins Emmental nach Langnau. Wie kam es dazu?

Meine Familie ist befreundet mit der Familie von Andy Murray (der Kanadier wirkte in der Schweiz als Trainer und als Berater des Nationalteams; die Red.). Murray stellte den Kontakt zu Jim Koleff her. Koleff, damals Coach in Langnau, gab meinem Bruder Dan und mir eine Chance.

Sie wurden als Berufssportlehrling unter Vertrag genommen.

Ganz ehrlich: Ich war komplett ahnungslos. Ich wusste nichts vom Eishockey in der Schweiz, nichts von den Strukturen. Mein Bruder und ich erachteten den Trip als Abenteuer. Dann sagten uns die Leute: Werdet Berufssportlehrlinge, dann könnt ihr später etwas vorweisen. Wir arbeiteten im Sekretariat, besuchten ein, zwei Kurse, waren sicher nicht topmotiviert (lacht).

In Langnau sagen heute noch einige, der junge Rufenacht sei ein «mühsamer Cheib» gewesen.

Ich war jung und weg von zu Hause, wild, unkontrollierbar, unprofessionell, ass vor dem Match Kebab, ging immer spät ins Bett. In Langnau hatte ich einfach keine Ahnung, wie sich ein Profi zu verhalten hat. Zum Glück habe ich das später gelernt, sonst wäre bald einmal Endstation gewesen.

«Ich war wild, unkontrollierbar, unprofessionell, ass vor dem Match Kebab, ging immer spät ins Bett. In Langnau hatte ich keine Ahnung, wie sich ein Profi zu verhalten hat.»

Die Endstation schienen Sie 2006 erreicht zu haben, als Sie vom B-Ligisten Visp in die 1. Liga zu Saastal abgeschoben wurden.

Ich kriegte in Visp kaum Eiszeit. Bei der Rückfahrt von einem Auswärtsmatch kam Coach Kevin Ryan zu mir und sagte: Du kannst nicht immer nur Karten spielen im Bus, du gehst jetzt eine Liga runter. Das war der Tiefpunkt in meiner Karriere, obwohl ich die Zeit auf der offenen Eisbahn von Saas-Grund in lustiger Erinnerung habe. Nach dieser Saison sagte ich den Eltern: Ich versuche es noch ein Jahr. Klappt es nicht, komme ich zurück in die USA. Dann profitierte ich in Visp von Verletzungen, kriegte den Platz in einer gute Linie, packte die Chance, erhielt mehr Aufmerksamkeit.

Und 10 Jahre später sind Sie Führungsspieler beim SCB. Wann und wo hat es «klick» gemacht?

Als ich von Visp zu Lausanne wechselte. Das Team war sehr ambitioniert, ich merkte: Will ich hier bestehen, werde ich mehr investieren müssen. Ich legte einen Schalter um. Die Einstellung war nun die richtige. Ich gab immer Vollgas und setzte mir das Ziel, nach jedem Match den Tank leer zu haben. Zudem achtete ich vermehrt auf die Ernährung, engagierte einen Personal Coach. Seither arbeite ich in der Sommerpause mit ihm zusammen. Ich bin körperlich jedes Jahr stärker geworden – und hoffentlich im Kopf immer etwas smarter (lacht).

Ihre Eltern leben in den USA, Sie haben in der Schweiz eine Familie gegründet. Sind Sie mehr Amerikaner oder Schweizer?

Ich bin seit 14 Jahren in der Schweiz. Meine Frau, die zwei Töchter und ich, wir fühlen uns wohl. Der Lebensmittelpunkt ist die Schweiz, und ich spüre immer mehr, dass ich hier hingehöre.

Sie sagten einmal, die Geburt des ersten Kindes hätte Ihre Eishockeyperspektive geändert. Wie meinten Sie das?

Wer Vater wird, rückt stärker in die Verantwortung. Ich erachte es als meine Aufgabe, die Familie zu ernähren, ihr ein Dach über dem Kopf bieten zu können. Dafür spiele ich Eishockey: Um dieser Verantwortung gerecht zu werden. Du hast einen stärkeren Druck, auch punkto Einkommen.

Sie verdienen sehr gutes Geld . . .

. . . aber ich habe keine Ausbildung. Okay, ich bin Sportlehrling (lacht). Aber was wird sein, wenn meine Profikarriere vorbei ist? Ich habe die ersten Trainerkurse besucht. Aber als Ex-Profi bist du schnell vergessen, da mache ich mir nichts vor.

Zurzeit bekunden viele ältere Spieler Mühe mit dem Schritt, die Karriere zu beenden. Können Sie das nachvollziehen?

Absolut. All diese Spieler leben seit ihrer Kindheit fürs Eishockey. Auch ich lebe für diesen Sport. Ende Saison kriege ich jeweils eine Vorahnung, wie die Zeit nach der Karriere sein könnte. Boom – und plötzlich ist alles vorbei. Das ist ein komisches Gefühl. Ich bin dann froh, kann ich kurze Zeit später das Training wieder aufnehmen. Was, wenn dieses Gefühl permanent ist? Vom einen Tag auf den anderen ohne Eishockey zu sein: Ja, davor habe ich Angst.

Sie sind 32 Jahre alt und stehen noch nicht am Ende der Karriere.

Und ich fühle mich sogar immer besser. Aber ist dieses gute Gefühl einmal im Sommer nicht mehr da, dann muss ich aufhören.

Vorerst steht für Sie ein Highlight an: die Olympischen Spiele.

Es gibt einige Spieler, die zum Stamm der Nationalmannschaft zählen. Aber ich werde das nie von mir behaupten können. Insofern weiss ich nicht, ob ich überhaupt ein Aufgebot erhalten werde. Olympia ist mein Ziel, aber Olympia ist das Ziel von vielen.

Was würde Ihnen die Teilnahme mit der Schweiz bedeuten?

Von Saastal an die Olympischen Spiele – das wäre doch eine sehr schöne Geschichte.

(Berner Zeitung)

Erstellt: 24.10.2017, 07:37 Uhr